

Kampf gegen die Langeweile

Magdalena Nowicka

Fachgebiet: Migration

Erstveröffentlicht in:

Nowicka, Magdalena (2012): Kampf gegen die Langeweile. In: Koller, Sabine; Klatt, Matthias (Hrsg.): *Lehre als Abenteuer. Anregungen für eine bessere Hochschulausbildung*, Frankfurt am Main: Campus Verlag, S. 134-138.

ISBN: 978-3593397962

The final publication is available via http://www.campus.de/lehre_als_abenteuer-4306.html

© 2012 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

This document is the author's final version of the published version. There may be differences between this version and the published version. You are advised to consult the publisher's version if you wish to cite from it.

Prof. Dr. Magdalena Nowicka

Professur für Migration und Transnationalismus

Humboldt-Universität zu Berlin

Institut für Sozialwissenschaften

Tel: 0049 (30) 20934239

Fax: 0049 (30) 20934519

magdalena.nowicka@hu-berlin.de

Arbeits- und Forschungsschwerpunkte

Soziologische Migrationsforschung, soziale Ungleichheit in transnationaler Perspektive, Mobilitätsparadigma, Kosmopolitismus, Theorien der Modernisierung und Globalisierung, Transnationalismus, qualitative Methoden, empirische Forschung

Kampf gegen die Langeweile

Magdalena Nowicka

Müsste ich meine „Lehr-Erfahrungen“ in einem Satz zusammenfassen, so würde dieser lauten: „Ich habe schon immer gegen die Langeweile gekämpft – als Studentin und als Dozentin, egal ob in Polen oder in Deutschland“. Wie kommt aber dazu, dass sich die Langeweile immer wieder und vielerorts an den Universitäten breitmacht? Wie kann ich – wie kann man – sie bekämpfen? Ich denke, dass das in erster Linie mit Pragmatismus, Idealismus und deren Balance zu tun hat.

Meiner Erfahrung als Studentin an Universitäten in Warschau, Krakau oder München nach kann man zwischen drei Typen von Veranstaltungen unterscheiden:

- 1) Veranstaltungen, während derer ich keine Zeit hatte, auf die Uhr zu gucken, weil ich sehr schnell mitschreiben musste (Laptops und Aufnahmegeräte waren verboten, Skripten gab es nicht, Literatur war auch nicht zu beschaffen). Zu dieser Gruppe gehörten vor allem Vorlesungen bedeutender und bekannter Professoren.
- 2) Veranstaltungen, in deren Verlauf ich des Öfteren auf die Uhr blickte und die ich nicht nur einmal vorzeitig verließ. Dazu zählten Vorlesungen und Seminare mangelhaft vorbereiteter und wenig motivierter Dozenten.
- 3) Jene – leider raren Veranstaltungen – wo ich gar nicht erst überlegte, wo sich eine Uhr befinden könnte. Diese Gruppe umfasste intensive Seminare mit wenigen Teilnehmern, welche von „Idealisten“ durchgeführt wurden.

Als Dozentin hatte ich mir vorgenommen, zum Wohl der Studierenden und, nicht zuletzt, zu meinem eigenen Vorteil, nur Veranstaltungen des dritten Typus, in dem der Gedanke an die Uhrzeit gar nicht erst aufkommen würde, anzubieten und stieß dabei sehr schnell an meine Grenzen. Im ersten Semester, als frisch gebackene Dozentin in München, ohne Vorbereitung und Begleitung älterer Kollegen, entschied ich mich für die mir (aus der Zeit der Doktorandenausbildung an dieser Uni) bekannte, klassische Form des Hauptseminars – 14 Sitzungen, eine pro Woche, mit vorgegebenen Themen, die das Arbeitsfeld mehr oder weniger gut abdeckten, mit einer angenehm langen Literaturliste und Vorschlägen für die – selbstverständlich freiwillig zu haltenden – Referate. Ich weiß nicht, wie es den Studierenden erging; ich selbst hielt es jedenfalls nur bis zur 10. Woche aus. Ab der 11. Sitzung sehnte ich mich danach, in die Rolle einer Studierenden schlüpfen zu können, die des Öfteren und ohne jegliche Skrupel auf die Uhr schielen darf. Die mir so wohlvertraute Langeweile, da war sie wieder! Kein Wunder, das Semester war definitiv zu lang. Und vielleicht waren die

Studierenden auch nicht besonders gut vorbereitet und zu wenig engagiert; auch kamen nicht unbedingt diejenigen zu Wort, die etwas Interessantes zu sagen hatten.

Seit dieser Erfahrung experimentiere ich in der Lehre – im Kampf gegen die Langeweile und mit hoffentlich guten Ergebnissen für die Studierenden. Im darauf folgenden Semester entschied ich mich, im Rahmen einer Übung, die normalerweise genauso wie die Hauptseminare aufgebaut ist, besser auf die ‚technische‘ Seite der Lehre zu achten, um belanglose Referate und schlechte PowerPoint-Präsentationen auszuschließen. Jeder Teilnehmer wurde wechselnden Gruppen zugeteilt; jede Gruppe las allwöchentlich einen oder mehrere Texte; jedes Gruppenmitglied hatte eine andere Aufgabe – den Text (auf einer halben DinA4-Seite) zusammenzufassen, ihn zu loben, ihn zu kritisieren, Texte miteinander zu vergleichen oder empirische Beispiele für die theoretischen Inhalte zu finden und diese schriftlich zu präsentieren. Ich erhoffte mir eine größere Dynamik in der Gruppe sowie eine bessere Qualität der Beiträge, spannende Diskussionen und intensive Auseinandersetzungen mit der Literatur.

Zugegeben, diese Innovationen wirkten auf viele Studierenden eher abschreckend. Einige arbeiteten zwar fleißig mit und betonten, dass sie etwas für das ganze Studium (oder sogar für das Leben – die Fähigkeit, kurze, prägnante Texte zu verfassen, ist ja Gold wert) gelernt hätten, viele waren jedoch mehr damit beschäftigt, die Grundlagen des wissenschaftlichen Arbeitens zu erlernen, als damit, die Inhalte der Übung zu verstehen. Es stellte sich heraus, dass die meisten Studenten erhebliche Probleme hatten, die Kernaussagen der Texte zu erkennen. Daher war es für sie schwer, diese kurz zusammenzufassen oder mit anderen Texten zu vergleichen. Sie verstrickten sich in Details, gaben ganze Passagen wieder, konnten keine eigenen Worte für die Inhalte finden. Langweilig war mir im Laufe dieser 14 Wochen zwar nicht, dafür aber war ich oft verzweifelt, da ich mehr mit dem Korrigieren der schwachen Texte als mit der fachlichen Diskussion beschäftigt war und das Verhältnis von Aufwand und Ergebnis unbefriedigend war.

Von der Veranstaltung meiner Träume war ich noch immer sehr weit entfernt. Ich experimentierte also weiter und bot ein Jahr später eine Übung zum Thema Migration an. Um die Studierenden zu motivieren, teilte ich die Veranstaltung thematisch: Zuerst ging es um die Vermittlung reiner Fakten über Migrationsströme in Europa, dann lernten wir Theorien zu deren Erklärung. Hier konnten die Teilnehmer in Gruppen zusammenarbeiten. Es gab genaue Vorgaben für die Referate, aber gleichzeitig sorgte ich für eine gewisse Abwechslung – mal mussten die Studierenden alleine recherchieren, mal schriftlich oder mündlich zu den Texten eine Stellungnahme vorbereiten. Als Zwischenschritt beschäftigten wir uns kurz mit den Methoden der Erforschung von Migration. Die Studierenden mussten ein eigenes Mini-Projekt konzipieren. In der zweiten Phase der Übung hatten sie ein Gespräch mit einem Migranten

durchzuführen und darüber in der Sitzung berichten. Zum Abschluss wählten sie eine Theorie, mit deren Hilfe sie das von ihnen geführte Migranten-Gespräch analysierten. Diese Veranstaltung hatte definitiv einen viel größeren ‚Spaßfaktor‘ als meine vorherigen Versuche. Die Studierenden freuten sich darüber, dass sie bereits am Anfang des Studiums empirisch arbeiten durften, wenn auch in nur begrenztem Maße und in methodisch nicht ganz ausgefeilter Form. Ein sehr schöner Nebeneffekt war, dass die Studierenden unter ihren Kommilitonen oder Nachbarn sehr interessante Migranten mit spannenden Lebensläufen entdeckten.

Für mich war und ist es sehr wichtig, dass die Studenten bereits früh im Studium empirisch arbeiten. Meine Erfahrung mit der Betreuung von Diplomanden hat gezeigt, dass diese häufig auf ihre Abschlussarbeit ungenügend vorbereitet sind. Zwar haben sie viele Theorien und Methoden der empirischen Forschung kennen gelernt, sind aber nicht in der Lage, ein eigenes Projekt zu konzipieren und durchzuführen sowie die Ergebnisse in wissenschaftlicher Form zu präsentieren, sprich das ganze von ihnen im Laufe des Studiums erworbene Wissen umzusetzen und zusammenzuführen. Das ist auch nicht einfach, und daher ist es meiner Meinung nach unfair, die Studierenden erst im 9. oder 10. Semester vor eine solche Aufgabe zu stellen, wenn der Druck, für die Diplomprüfungen zu lernen und den Abschluss zu schaffen, sehr groß ist. Ob die Bologna-Reform dies erfolgreich ändert, wird sich in den nächsten Jahren zeigen.

In demselben Semester wagte ich daher auch eine ähnliche Form des Hauptseminars für Studenten im 8. Semester – in Zusammenarbeit mit einem Professor aus Großbritannien, der unseren Lehrstuhl gerade vertrat. Aufgrund verschiedener – von der Veranstaltungsform unabhängiger – Faktoren verlief die Veranstaltung jedoch aus meiner Sicht nicht so erfolgreich. Zum einen war das Thema der Raumsoziologie recht abstrakt und komplex, weshalb die praktische Umsetzung der Theorien den Studierenden viele Probleme bereitete. Hinzu kam die zusätzliche Schwierigkeit, dass das Seminar auf Englisch gehalten wurde und die zu lesenden Texte gleichfalls fast ausschließlich englischsprachig waren. Auch ließ die Harmonie in den Arbeitsgruppen – die Studierenden arbeiteten in Vierergruppen zusammen – zu wünschen übrig. Anders als bei üblichen Referatsgruppen mussten sie nicht wenige Wochen sondern ein ganzes Semester lang zusammen arbeiten und diese Verpflichtung wurde manchmal zum Verhängnis.

Im folgenden Semester bereitete ich mit einer Kollegin ein weiteres Seminar vor. Hier wagten wir einen Dialog zwischen Soziologie und Ethnographie. Die erste Phase war der intensiven Textlektüre gewidmet, anschließend führten wir die Studierenden in eine neue Methode des ethnographischen Arbeitens ein, die sie später selbst erproben würden können. Für mich war es eine sehr spannende Erfahrung, aus der Perspektive einer anderer Disziplin auf meine

Forschungsthemen zu blicken. Die Diskussionen zwischen mir und meiner Kollegin, während derer unsere unterschiedlichen disziplinären Sichtweisen und Methoden deutlich zu Tage traten, waren auch für die Teilnehmer amüsant, wenn nicht sogar lehrreich.

Das klingt zunächst nach einer Erfolgsgeschichte - dieser Eindruck täuscht jedoch. Die Zahl der Teilnehmer in meinen Veranstaltungen in den drei Jahren sank kontinuierlich ab, sodass zuletzt nur noch sechs Studierende übrig blieben. Ein Luxus oder ein Problem, könnte man fragen. Die Studierenden sagten uns in der letzten Veranstaltung, dass sie unsere Bemühungen sehr schätzten und viel bei uns lernten – oftmals diskutierten sie vier Stunden lang ununterbrochen und sogar über das Ende der Sitzung hinaus. Dabei hatten sie für diese intellektuelle Höchstleistung wenig Zeit, vor allem für die Vor- und Nachbereitung. Diese Erfahrung teilte ich mit den Studierenden: Für jede ‚experimentelle‘ Sitzung musste ich mich intensiver vorbereiten, weil keine Referate gehalten wurden und so niemand meine Rolle vorne am Pult übernahm, eine kleine Einführung zu geben und die Sitzung mit klugen Kommentaren abzuschließen. Jede Sitzung kostete große Energie, weil diejenigen, die trotz des hohen Arbeitsaufwands kamen, die Texte genau gelesen hatten und von mir erwarteten, dass ich ihre Fragen beantworten konnte. Dazu kamen zusätzliche Sprechstunden, in denen wir die Projekte besprachen, und eine Abschlussveranstaltung, oft am Samstag, bei der alle ihre Ergebnisse wie auf einer Mini-Konferenz vorstellten. Mit dieser etwas anderen Form der Veranstaltung waren viele Studierende leider auch überfordert. Sie hatten Mühe, die Anforderungen zu verstehen, weil sie so sehr von dem abwichen, was sie von anderen Dozenten kannten. Sie wehrten sich dagegen, jede Woche einen Text schreiben zu müssen, auch wenn es sich dabei nur um eine halbe Seite handelte. Frustration trat nun so manches Mal an Stelle der Langeweile. Die meisten der Studierenden entschieden sich, bereits im Vorfeld dieses ‚Lehrexperiments‘ oder auch im Nachhinein – vor oder nach der Anmeldung - aus rein pragmatischen Gründen für eine ‚klassische‘ Form von Veranstaltung und damit für einen anderen, vielleicht weniger engagierten, Dozenten.

Mein Wunsch, eine interessante Form von Veranstaltung zu finden, war nicht etwa von Idealismus getrieben, sondern von purem Pragmatismus – ich wollte als Dozentin mehr Freude und Spaß am Lehren haben, ohne beständig auf die Uhr zu schielen und das Ende der Sitzung oder des Semesters herbeizusehnen. Auch wollte ich bei den Studierenden einen bleibenden Eindruck hinterlassen und selbst das Gefühl habe, etwas bei ihnen zu bewirken – was an Egoismus grenzen mag. Die Studierenden betrachteten mich ihrerseits als eine leicht verrückte Idealistin, da meine intensiven, kleinen Seminare doch der idealen Form der Humboldt'schen Universität oder dem in Deutschland sehnsüchtig diskutierten angelsächsischen Modell der intensiven Betreuung und [Diskussionen in Lernkreisen entsprachen.

Eine Lehr-Fibel

Meine verschiedenen Lehr-Versuche haben mir deutlich gezeigt, dass ich sehr pragmatisch sein muss. Pragmatisch heißt für mich, bei der Gestaltung der Veranstaltungen die Wünsche und Möglichkeiten der Studierenden zu berücksichtigen und dabei an mich selbst zu denken, damit ich über 14 Wochen lang gute Laune und Lust an dem Thema und der Zusammenarbeit mit den Studierenden behalte. Letztendlich ist gute Lehre eine kontinuierliche Höchstleistung – sowohl der Lehrenden als auch der Studierenden. Ich plädiere für Pragmatismus in der Lehre.